

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 66.

Montag, 16. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bei der Ankunft am Ostbahnhof hielt Don Flavian eifrig Umschau nach seinem Freunde. Doch dieser war nirgends zu entdecken. Don Flavian war enttäuscht, denn er hatte gehofft, sogleich nach der Ankunft mit vollen Segeln in die Verfolgung dieser mysteriösen Affäre hineinspringen zu können.

„Ich werde mir erlauben, Sie erst jetzt an Ihr Ziel zu geleiten, Senorita, und dann selbst in irgend einem Hotel in der Nähe des Louvres übernachten“, meinte Don Flavian und stierte geradewegs auf einen Polizisten zu, der mit stoischer Ruhe mitten in dem unaufhörlichen herankommenden und wieder davongleitenden Kreise von Autos stand, und bat ihn höflich: ihm ein Gefährt zu sichern.

Mit einer einzigen befehlenden Bewegung hob der Polizist seinen Arm unter dem halblangen Cape und wies mit seinem Stok einem Auto: hier zu halten. Sofort stand ein Wagen still, Quitgard stieg eilig in den von Don Flavian aufgerissenen Wagenschlag. Dann glitt das Auto davon, nachdem der Chauffeur noch schnell von Don Flavian das Ziel der Fahrt erhalten hatte. Das alles mußte binnen zwei oder drei Minuten vor sich gehen, um die nachfolgenden Wagen hier im Kiefernverkehr nicht aufzuhalten.

Quitgard hatte sich bei einer Privatpension von Deutsch-Schweizern angemeldet. Als Don Flavian im Auto neben ihr saß, kam ein leises Gefühl des Geborgenheits über sie. War es nicht ein an unsrer grenzenloses Unternehmen, in einem solchen fremdsprachigen Kiefernhotel, wie Paris ihr war — nach der Spur einer hilflosen, weltunerfahrenen jungen Frau zu suchen?

In glatter Fahrt ging es die breiten, hellerleuchteten Boulevards entlang. Die Autos riefen mit flammenden Inschriften ihre Schlager. Ein an einer Straßenzweigung sich lagerndes großes Gebäude mahnte in Kiefernlettern, nur brasilianischen Kaffee zu trinken. Die Theater schlossen gerade, und besonders die große Oper ergoß ihr großstädtisches internationales Publikum in die Straßen.

An einer Straßentreuzung, als das auffpringende grüne Licht des Verkehrspfeils die Wagen aus dieser Richtung stante, sah Quitgard in das vorbeiflutende Menschengewimmel. Da liefen sie einzeln, zu zweit, in kleinen Gruppen. Fremde, ihr gleichgültige Menschen.

Was wollte sie hier? Das Gewoge der Kiefernstadt umschloß sie erlösend. Feliza hier zu finden, schien ihr unmöglich. Am besten erfüllte sie hier ihre beruflichen Aufträge zufriedenstellend. Aber gab ihr das im tiefsten Innern wahre Befriedigung und Ruhe?

Sie dachte: ach, kleine Feliza, wie könntest du dein wohlumhütetes Frauentum so leichten Herzens aufgeben? Wirst nicht auch du jetzt in deinem Unglück merken, wie schwer es für ein Weib ist, im Kreislauf des Lebens zu stehen, ohne den Schutz, ohne die stützende Mauer eines liebenden Mannes? —

8. Kapitel.

Wenige Tage später fuhr Hansfried die gleiche Straße von Straßburg nach Paris.

Als er durch den Zug ging, um nach dem Speisewagen zu suchen, winkte ihm plötzlich eine junge Dame lebhaft aus einem Abteil zweiter Klasse.

Als er stehen blieb, erhob sie sich schnell und eilte zu ihm hinaus auf den Gang. „O, ich habe Sie gleich erkannt, Senorito (junger Herr)“, sagte sie auf Spanisch. „Sie sind der Bekannte von Fräulein Quitgard, nicht wahr?“ Sekundenlang sah er ihr fragend ins Gesicht. Er konnte sich nicht entsinnen, diese sehr schönen, wie dunkler Sammet leuchtenden Augen mit dem etwas mandelförmigen Schnitt der Tropfenlider, diese fein gezeichneten Brauen, die mit feinstem Pinsel ausgeführt zu sein schienen, schon gesehen zu haben. Der tief in die Stirn gedrückte Hut aus rubinrotem Sammet ließ von der oberen Gesichtshälfte nicht viel erraten. Der Mund war ausdrucksvoll gezeichnet, die Backenknochen vielleicht etwas kräftig, aber sie wurden gemildert durch zwei herabbaumelnde Ohrringe aus feinstem Goldfiligran, die das Gesicht umrahmten.

Da sie seine Verlegenheit bemerkte, meinte sie, indem ihr ein Gedanke gekommen zu sein schien: „Ach, Sie kennen mich ja nicht, wissen nicht, wie ich eigentlich aussehe! Denn wir lernten uns ja auf dem Kurhausball in Baden-Baden kennen, und da war ich unter der Maske und dem silbernen Domino!“

Da war Hansfried im Bilde. Quitgard hatte ihm ja den dritten Domino als die exotische Tänzerin vorgestellt, die sich mit Feliza angefreundet.

Ja, das war „die Lotosblume“.

Sie fuhr jetzt mit großer Lebhaftigkeit fort: „Ich bin sehr beglückt, Sie hier im Zuge nach Paris zu treffen; Senor, denn ich bin sehr eilig von Baden-Baden abgereist und habe es versäumt, in der Villa von Quitgards Eltern mir ihre Adresse in Paris zu holen. Ich möchte mit Quitgard zusammentreffen und wissen, ob sie irgend etwas über das Schicksal der armen Feliza erfahren hat.“

„Gewiß, Senora. Ich habe Quitgards Adresse. Ich bin auf dem Wege zu ihr nach Paris, um ihr aus Straßburg Mitteilung zu bringen. Wir haben nur den Namen und die Adresse des Chauffeurs, der Feliza aus Baden-Baden weg — und nach Straßburg brachte. Vielleicht weiß gerade er, wo sie nun ist! Zufällig ist dieser Chauffeur mein früherer Schulkamerad aus Straßburg. Er ist jetzt in Paris in Dienst, wahrscheinlich bei zwei Schurken — ohne daß er es ahnt — und schrieb gestern an seinen früheren Dienstherrn in Straßburg eine Grußkarte, nach der ich ihn in Paris aufzuspüren hoffe.“

Die Tänzerin hörte mit Spannung zu. Nach einem impulsiven Hustenanfall raffte sie den hochstehenden Kragen ihres kostbaren Pelzmantels höher und dichter zusammen.

„O, dieser Husten! Ich werde ihn nicht los, trotzdem ich nun an den Thermalquellen inhalierte.“

„Hätten Sie sich nicht noch länger schonen müssen, Senora?“

„Unmöglich. Die Proben zu der neuen Revue haben in Paris bereits begonnen. Man übt eine Revue — „Madrid-Paris“, die teils in Paris, zum größ-

heren Teil aber in Spanien spielt, und eine Menge von spanischen Gebräuchen, Tänzen, Sitten bringen soll.“

„Ich glaubte, verstanden zu haben, Sie seien Exotin — Senora — von den Philippinen, aus Ostasien?“

Ihre dunklen Augen leuchteten vor Stolz und Freude. „Gewiß. Aber, wenn Sie spanische Art durch Ihren Aufenthalt in Latein-Amerika kennen, Senor, dann wissen Sie von der stolzen Vorliebe der Spanierinnen zum „Manton de Manila“, dieser Krone ihrer Kleidung! Diese „Mantons de Manila“ sind vor Jahrzehnten unter den geschickten Händen malayischer Stickerinnen in Manila entstanden, die ihre Kunst in spanischen Nonnenklöstern lernten. In einem der 44 Bilder wird man eine Apotheose dieses „Manton de Manila“ bringen, und ich werde unsere herrliche Philippinen-Heimat verkörpern dürfen. Als Lotosblume, die im Mondschein dem Pasig entsteigt, und dann in den Seidenblumen der Mantons immer wieder ihre Auferstehung feiert.“

Sie starrte ein paar Augenblicke betrübt aus dem Fenster, an dem die herein sinkende Nacht vorbeisauzte. „Ich hatte mir ein echtes, ganz köstliches Malayen-Kostüm mitgebracht, in dem ich einen meiner Tänze aufführen sollte! Nun ist es mir durch den unglücklichen Kostümwechsel auf dem Kurhausball aus den Augen gekommen. Wer weiß, wo es jetzt ist?“ Trotzdem war sie sichtlich erfreut, in Hansfried für den Rest der Reise einen Begleiter zu finden. Ihm war es wieder eine angenehme Ablenkung, dieses zierliche Persönchen betreuen und beschützen zu dürfen, das trotz aller schnell angelernter Weltgewandtheit doch das vertrauende, sich ansmiegender Naturkind blieb.

„Ich leide so unbeschreiblich unter meiner Einsamkeit, Senorito“, plauderte sie, sich immer des Spanischen bedienend, „in meiner Heimat, auf den Philippinen, war ich immer mitten zwischen meinen Eltern, Geschwistern und Stammesgenossen. — Jetzt reise ich bei meinen Gastspielen allein in der Welt umher. Nur in Paris ist jetzt meine Heimat. Denn in Paris lebt mein Freund! Es ist der spanische Dichter Ramon Fernandez. — Sie kennen seinen Namen?“

„O ja, Senora!“ Hansfried nannte zu ihrem grenzenlosen Entzücken eine Reihe bedeutender Werke des Dichters, der sich durch seine Werke in den leitenden Kreisen Spaniens unbequem gemacht hatte. Er lebte seit Jahren aus Spanien verbannt — in Paris, seinen Feinden ruhig die Stirn bietend und Anhänger um sich scharend.

„Er hatte mich auf den Philippinen tanzen sehen und mit nach Spanien genommen. Als man ihn verbannte, ging ich freiwillig mit. Er ist stolzer als ich auf meinen Ruhm. Ich fühle mich als sein Werk. Deswegen ertrage ich diese auswärtigen Gastspiele.“

Man kam schließlich wieder auf Feliza zu sprechen.

„Sie war im Begriff meine Freundin zu werden, seit ich sie in Baden-Baden kennen lernte“, klagte Majan, und ich bedaure ihr Schicksal. Unterlassen Sie nichts“, Senorito, was zu ihrer Auffindung geschehen könnte, ich flehe Sie an!“

„Meine jetzige Reise nach Paris unternahm ich ausschließlich zu diesem Zwecke, Senora. Ich will Luitgard Mitteilung von dieser neuen Spur machen, welche die Karte des Chauffeurs aus Paris brachte.“

„Vielleicht hat Luitgard ja inzwischen auch schon etwas erfahren können. Die Spuren von Feliza deuten nach Paris. Dieser Don Flaviano, der junge spanische Artillerieoffizier, sollte ja gute Beziehungen zur spanischen Botschaft haben. Er begleitete ja deswegen Luitgard.“

Hansfried erblagte.

„Don Flaviano begleitet Luitgard? Wissen Sie das bestimmt, oder ist es nur Ihre Vermutung, Senora?“

„O nein. Ich weiß. Ich sprach Luitgard noch kurz am Abend vor ihrer Abreise.“

Hansfried senkte den Blick. Die Menschen um ihn wurden zu Schemen. Das Rattern des dahinrasenden Zuges wurde ihm zum unangenehmen, erregten Brau-

sen. Er hätte sich in seiner furchtbaren inneren Betroffenheit jetzt in Einsamkeit und Stille gewünscht.

Besah Don Flaviano eine Anhänglichkeit an Luitgard, die für die Begriffe von Hansfried etwas — an Aufdringlichkeit grenzte? Oder — hatte Luitgard gar selbst die Begleitung von Don Flaviano gewünscht, um zur Botschaft Verbindung zu bekommen?

Majan war sehr feinsüßlich. In Gefühlsachen gleichsam hellhörig. Trotzdem dieser junge Deutsche sich äußerlich in starker Fassung hielt, ahnte sie seine große innere Erregung. Sie sah auf seiner schönen freien Stirne jetzt eine scharfe senkrechte Furche sthen. Und mit einem Schlage erriet sie die Situation. Hansfried bemühte sich um Luitgard und sah in dem jungen Offizier einen unerwünschten Nebenbuhler.

Im weiblichen Bedürfnis, ihm irgend wohlzutun zu müssen, fragte sie jetzt, eine Brücke zu einem anderen Thema schlagend: „Kennen Sie bereits Paris?“ Sie plauderten dann in angenehmster Weise. Am Ostbahnhofe in Paris eilte Majan auf einen schlanken, stattlichen Herrn zu, der auf dem Perron erfreut auf sie zugeht. Ihre Begrüßung war, — als er sie nach spanischer Sitte auf beide Wangen küßte, ein eigenartiger halbunterdrückter Laut unaussprechlicher Freude.

„Ramon, hier ist ein sehr lieber Reisegenosse“, stellte sie Hansfried vor und erzählte in wenigen fliegenden Worten die Hauptgründe seines Kommens.

Hansfried sah ihm sekundenlang aufmerksam ins Gesicht. Die schönen dunklen und klugen Augen des Dichters sprühten von Güte und Freundlichkeit. Gewiß waren die Männerzüge einst sehr schön gewesen. Er hatte den Hut bei der Begrüßung abgenommen und hielt ihn noch ritterlich in der Hand. So sah man den Ansat der sehr schönen, hohen, in zwei Buchten sich ins graumelierte Haar ansmiegender Stirn. Jetzt schienen Kummer und mancherlei bittere Erlebnisse ihre verheerenden Furchen in dieses Gesicht gezogen zu haben. Ein Reis lag über dieser südländischen Männer-schönheit.

Am andern Morgen war Hansfried frühzeitig auf. Er war entschlossen, Luitgard früh in ihrer Pension aufzusuchen, um ihr die Mitteilung zu machen und seinen Aufenthalt in Paris nach Möglichkeit abzukürzen. Zu seiner Enttäuschung erfuhr er durch das Dienstmädchen, daß Luitgard seit gestern auswärts sei. Irgendwo in der Nähe auf einem der Königschlösser in Versailles, oder Fontainebleau. Vermutlich lehre sie erst am andern Tage nach Paris zurück.

Diese Möglichkeit hatte Hansfried garnicht erwogen. So würde er hier ein, zwei Tage nutzlos verlieren. Vorsichtig fragte er: „Ob vielleicht der Begleiter der Demoiselle ihren heutigen Aufenthalt wisse?“ Er dachte dabei an Don Flaviano.

Aber das Dienstmädchen entgegnete, sie wisse nichts von einem Begleiter der Dame. So hatte Don Flaviano also Luitgard nicht hier in ihrer Pension aufgesucht! — Hansfried hinterließ seine Visitenkarte mit der Adresse seines Hotels und dem Bescheide: er würde am andern Tage nachfragen.

Drunten auf der Straße zog er die Uhr. Bei den Entfernungen in Paris war es geboten, jetzt zu Don Ramon zu fahren, um die verabredete Stunde einzuhalten. (Fortsetzung folgt.)

Frieblingsahnung.

Un isser ooch noch garnich da,
So schbiert mern doch schon in dn Knochen,
Mer fiehlt's genau: dr Läng is nah,
Un bald gomm'ts Griene rausgegrogen.

De liewe Sonne glättert froh
Jeh heher nuff von Daach zu Daache,
Un allen Leiten isses so,
Als mikt' sich wänden jede Blaache.

Wer noch im Winter resigniert
Sich schon zu alt fand fier de Frau'n,
Pacht sich jeh säwer aus un schbiert:
's is nach zu frieh, um abzuhau'n.

Rene Voigt.

Das Musikantendorf.

Von L. Sevenich.

Kölner Karneval ist rheinischer Karneval, und rheinischer Karneval bedeutet Musik. Musik in allen möglichen und unmöglichen Formen. Von der berühmten und berühmtesten Drehorgel bis zur hypermodernen Stimmgastapelle, von der Karnevalstrompete, für 'nen Großen an der Straßencke, bis zur uniformierten Musiktruppe im Rosenmontagszug. Und in den Singsang des neuesten Karnevals-schlagers schmettert und quietscht, laut und brummt, sizzert und kräht es in wirrem Lohwobohu — mitreißend für den, der eben noch wippend auf seiner Türschwelle stand, um sich im nächsten Augenblick mit vernunftverachtendem Kopfsprung in den Trubel zu stürzen und erst wieder Land zu finden, wenn Aschermittwoch von allen Türmen die Gloden rufen.

Fassungslos und ratlos steht der Fremdling vor dieser musitgewordenen Menschheit und fragt sich, woher Köln all die Musikanten nimmt. Wenige Menschen wissen, daß es im Rheinland ein Musikantendorf gibt. Ein Dorf, in dem man sicher nicht einen einzigen Bewohner findet, der nicht ein, zwei oder auch drei Instrumente spielt, ein Dorf, in dem die erste Kindertrompete dem kleinen Bengel in der Wiege schon den Weg zu dem Beruf zeigt, zu dem er geboren ist. Wer dieses Dorf kennen lernen will, der muß weitab von der großen Eisenbahn das lebenslustig schaukelnde Bähnchen benützen, das von Jülich aus nach der holländischen Grenze bimmelt, und dann von einer der kleinen Stationen noch eine gute Stunde Weges auf sich nehmen. Man gehe die alte Kastanienallee entlang, die noch von Napoleons Herrlichkeit erzählen kann, und klettere am ersten scharfen Knick der Landstraße den Sandberg hinan, dann sieht man den Kirchturm, und nun kommt auch das gesuchte Dorfschild: Kofferen, das Musikantendorf. Sauber getünchte, farbenfrohe Häuser und Häufchen, blanke Fenster, bunt gestrichene Fensterläden, Blumen hinter den schneeweißen Gardinen. Und der Wirt, der im Gasthaus das würzige Bier einschenkt, behäbig-gutmütig dreinschauend, unterhält die Gäste so lange, bis sich die Fensterläden geschlossen haben, bis die Lampen brennen, bis am weiß geschauerten Tisch in der großen Stube Vater und Söhne, Ohm und „Kusana“ ihre Instrumente ausspucken, bis der jüngste Bengel die Notenblätter verteilt hat. Kurzes Stimmen — ein Blick des Alten in die Runde heißt: „Fertig!“ und — eins zwei — drei — vier — facht der Kadestz-Marsch ein, kochen die hellen Feuergarben jubelnder Trompeten zur Höhe, wuchelt das Helikon, dröhnt die Pauke wie Hufschlag von tausend Pferden. Das ist des Alten Leibstück aus der Zeit her, da er als Trompeter bei den Deutscher Kürassieren noch den schlanken Fuchs ritt, als erster auf dem rechten Flügel. Wie Lärmschlag hängen die Triller von Ohms Querflöte klar und rein in schwindelnder Höhe, genau so exakt, genau so scharf wie vor Jahren, da er noch als Bataillonstambour bei den Jülichern in Aachen die Kaiserallee hinuntermarschierte, der Stolz des dritten Bataillons. Sein Junge neben ihm spielt Klarinette, und es ist, als ob ihr heller Ton einen heiteren Kranz lachender Variationen um die Melodie winden wolle. Den Marsch löst ein „Rheinländer“ ab. Dann folgt ein Schottisch, dann ein Lancier (jawohl, immer noch!). Und schließlich kommt, als letztes vor der Pause, der Walzer. Ach ja, der Walzer! Es gibt einen Wiener Walzer, und es gibt einen rheinischen Walzer, und zum rheinischen Walzer gehört Musik aus Kofferen. Wer Glück hat und unbemerkt einen Blick in die blühblanke Küche tun kann, der sieht da die Mädchen aus der Nachbarschaft auf ihren Holzschuhen einen rheinischen Schleifwalzer tanzen, so ruhig und so weiltvergeben, wie eben nur im Rheinland der Walzer getanzt wird. Und trotz der Holzschuhe hört man kaum das leise Schleifen auf den bunten Steinfliesen.

So ist es in allen Häusern. Nach Feierabend finden sich die Sippen zur Probe zusammen, besonders wenn Kirmes und Fastnacht bevorstehen. Und der Alte, der werktags hinterm Pflus hergeht, zieht Sonntags zum Kirmesausmarsch den schwarzen Gehrock an, die weiße Weste, den hohen Zylinder, oder er zwängt sich in die eng anliegende Jägeruniform. Dem kleinen Bengel, der Tenorhorn bläst, ist die grüne Zoppe reichlich weit, und seine kurzen Beine können kaum Schritt halten. Aber er bläst sein Tenorhorn wie ein Alter. Er ist aus Kofferen, er ist Musikant. Er wird in Festzügen blasen und zu Weichenbegängnissen, er wird mit zum Kölner Karneval fahren, mit der einen Hand sein Horn halten und mit der anderen die Apfelsinen und Weilsenstränke fangen, die man ihm zuwirft.

Aber es gibt auch noch ein anderes Kofferen. Das sind die nicht „Zünftigen“, die nicht zu einer großen Sippe gehören, sondern zu zweit, zu dritt von Dorf zu Dorf ziehen. Ob Sonntag oder Werktag ob Sommer oder Winter, ob

Regen oder Schnee: sie wandern, wandern, wandern. Da ist ein schmächtiges Männchen, grau und gebückt vom Leben auf der Landstraße. Regnet oder schneit es, so birgt er sein Heiligtum, seine Geige, unter dem verschliffenen Rock. Aber er ist ein Künstler, sein Spiel Lachen und Weinen, Andacht und Wildheit, Klage und Trost.

Das ist Kofferen, das Musikantendorf. Das Dorf, das in jedem Hause ein paar Musikanten beherbergt. Es ist das musikalische Dorf. Und wer gut aufpaßt, der sieht, wenn er zwischen den Gärten wieder den Weg nach dem Bahnhof sucht, daß selbst die Hecken aus Flötenholz sind...

Von Negern, Boys, Astaris.

Erlebnisse von Otto-Hennis Kempe, Tanga (Ostafrika).

Wir tranken echten Usambarakaffee und plauderten. Ich war jüngstes Greenhorn der alten Kolonie, gerade frisch aus Maza angekommen, und mußte nun erst einmal berichten.

Da stapfte es die hölzernen Stufen herauf. Ein Neger stand in der Tür und schwieh gewohnheitsgemäß, bis er angesprochen wurde.

„Nun, was ist denn?“ fragte unser Wirt.

„Bana, ich habe gehört, bei Dir wohnen zwei Deutsche. Die wollen wieder eine deutsche Zeitung herausgeben. Sag ihnen, wir sind noch da und würden gern für sie arbeiten, aber sie sollen die alten Maschinen nicht kaufen. Die machen nur matata und taugen nichts.“

Nein, diese taugten wirklich nichts mehr, das hatte ich mir angesehen, aber daß unsere Pläne so schnell bekannt wurden und daß dieser ehemals als deutscher Seher tätige Neger kam, um uns, die er gar nicht kannte, vor unnützen Ausgaben zu warnen und sich und seine schwarzen Kollegen von der schwarzen Kunst anschießen, das war wirklich nett. Und so vertrießen wir ihn auf später, und stolz zog er mit einer Zigarette ab.

Sie hängen mächtig an uns Deutschen und ziehen uns allen anderen Arbeitgebern vor, obwohl das deutsche „beits-prinzip“ streng war.

Zum ersten Male wieder nach dem Weltkriege landete ein deutsches Kriegsschiff in einem Hafen einer ehemaligen deutschen Kolonie. Gar nicht zu großer Freude der Briten, die am liebsten gleich zwei englische Kriegsschiffe zur Begleitung gesehen hätten, uns um so erwünschter, da wir den Briten und Negern doch zu gern zeigten, daß Deutschland noch lebt. Zwei Tage nur lag der Kreuzer „Karlsruhe“ in der herrlichen Bucht vor Tanga, und leider legten die Briten ihn so weit draußen auf die Reede, daß man von ihm nur die Umrisse sehen konnte.

Mein Boy wedte mich in aller Frühe: „Bana, er ist da, er ist da!“

„Wer ist denn da, in Dreiteufelsnamen?“ rief ich durch das Moskitoenk.

„Euer Kriegsschiff, draußen hinter der Toteninsel liegt es.“

„Woher weißt Du denn das?“

„O, bana“, erwiderte er, „es ist schon lange bekannt, daß der Kreuzer kommen wollte, und wir haben aufgepaßt, wann er um Kaskazone herumkommt. Nun ist er da!“

Tatsächlich! Wir Deutschen hatten es nirgends ausklingeln lassen und keinerlei Nachrichten gegeben, damit die Neger zuhause rennen sollten. Wir machten keine Umsätze und liehen nicht die Scheinwerter spielen. Es stiegen auch keine Marineflugzeuge über Tanga auf, um bekannt zu geben, daß etwas ganz Besonderes bevorstünde — wie es die Briten taten, als deren Kreuzer später nach hier kamen. Dennoch nahm die Bevölkerung einen riesigen Anteil an dem Kreuzer. Sie war geradezu aufgeregt, als er kam, und oft genug fragte man uns: „Ihr bleibt doch jetzt hier? Wir wollen die Engländer gar nicht haben. Bleibt man gleich da!“

Leider zogen sie wieder ab. Auch wir hätten sie lieber da behalten, unsere lieben blauen Jungens! —

Kühl wird es „im Winter“ abends in Tanga. Gern spaziert man zu der wundervollen Bucht, die einen weit ausschauenden Blick gewährt.

„Heute gehen wir zum Zoll.“

„Ja, es liegt wieder ein deutscher Dampfer im Hafen, den wollen wir doch einmal ansehen.“

Eine lustige Bande waren wir, und wir freuten uns, wenn die an uns vorübergehenden Astaris stramme Haltung annahmen.

Drei Astaris saßen in der Torhalle des Zolls. Sie standen gemächlich auf. Da packte mich der Übermut, ich stellte mich

breitbeinig vor sie hin und herrschte sie an: „Kerrris, könnt Ihr nicht stramm stehen, wenn ich komme?“

Als ob eine Bombe eingeschlagen hätte, als ob der bana Kaiser selbst von ihnen stünde, so rissen sie die Knochen zusammen. Ich prüfte wohlwollend Haltung und Richtung, und sie standen wie die Mauern, schnurgerade, ohne jede Bewegung wie preussische Grenadiere.

„Arrrührt Euch!“ Sie stellten das linke Bein vor, bekamen ihre Zigarette und freuten sich mächtig, mal wieder einen ordentlichen Kommixton gehört zu haben.

„Manti, bana kuba — Danke, mächtiger Herr.“ Sie grinsten von einem Ohr zum anderen.

Wir gingen durch die Sperre, standen lange auf der kurzen Landungsbrücke, sahen in der Bucht unser hellstrahlendes Schiff, über dem ein blauer Himmel sich wippte und Millionen von Sternen stimmten sich.

„Kwa beri, bana kuba“, war der Abschiedsgruß, den uns die Astaris nachsahen.

Und seitdem kann ich in Tanga gehen oder stehen, wo ich will — kommt ein Astaris vorüber oder steht er in seinem Verkehrstümmchen, so reißt er die Rechte an die Hosia und grüßt in einer Haltung, die selbst dem bana Oberst und dem bana Kaiser Freude bereitet hätte...

Es gibt eine Negerkapelle in Tanga. Die übt im Dorfe an der Panganistrasse, man hört davon aber nie etwas, und das ist gut. Denn es ist eine aufdringliche Kunst. Zumal wenn noch zwei verbeulte G-Hörner vorhanden sind und ein langes schwarzes Ding, das ehemals eine Oboe war. Dafür ist die Pauke um so besser, und die Posaune hat sogar noch ein Ersatzmundstück.

Als bei Agha Khans Geburtstag die Mooshee in unserer Nebenstrasse überfüllt war, als Hochbetrieb herrschte und alle Seitenmilitärs in Aufregung gerieten, da wurde die Negerkapelle auch beordert. Sie spielte nicht alles richtig, aber deutlich und marant, laut und unerschrocken. Und was spielte sie?

„Puppchen, Du bist mein Augenstern“, „Wien, Wien, nur Du allein“, „Nach Hause, nach Hause, nach Hause geh'n wir nicht!“ Sie spielte den Radecki-Marsch, den Pariser Einzugs-Marsch „Ich bin ein Preuße“ und — das Lied vom guten Kameraden.

Als dies durch die Strassen erscholl, als die Umstehenden mitzusummen begannen, da baten wir im stillen ab, was wir der Kapelle vorher aus Übermut und Ironie angetan hatten. Wenn Neger, die alles Interesse daran haben, sich ihre Herren wohlwollend zu erhalten, 16 Jahre nach Kriegsbeginn, nach zwölf Jahren britischer Fremdherrschaft solche Lieder noch spielen und sich nicht genug tun können, uns, die wir dabei standen mit unseren heimatlichen Liedern zu erfreuen, dann ist es wahrlich Zeit, sich selbst zu besinnen!

Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn uns diese Negerkapelle noch dazu das Deutschlandlied gespielt hätte.

Mutter von 1931.

Von Gideon Gössle.

Schauplatz: Die Elektrische. Zeit: Sonntag zwischen 8 und 9 Uhr in der Früh.

Ein altes Mütterchen steigt ein und setzt sich auf den einzigen noch freien Platz mir gegenüber. Ihr Gesicht ist durchfurcht von Sorgenfalten, die Haare sind ichthweiß, die Hände well und abgearbeitet. Aber die Augen sind klar und auf der Höhe. Sie lutscht überall herum und sie sehen alles, was vor sich geht.

Am Arm des Mütterchens hängt eine riesengroße Handtasche, echt Kindleder, versteht sich, aber Modell 1890, ich glaube, damals kam gerade der Jugendstil auf. Aus dieser Zeit mußte auch der Koffer von Gut stammen, der des Mütterchens Koffer bedeckte. Der grüne Mantel, vom vielen Waschen eingelaufen, konnte nicht viel länger sein. Und auch der Pelzmuff, dessen Haare so abgewetzt waren, als seien sie mit dem Rasiermesser bearbeitet worden, wirkte wie ein Museumstück.

Das Mütterchen holte eine große Brille aus der dunklen Öffnung des Koffers und setzte sie sich umständlich auf die Nase. Dann entnahm sie ihrer Handtasche ein Buch. Sie klappte es auf, hielt es sich dicht vor die Augen und anscheinend mit Eifer begann sie die geistige Nahrung zu sich zu nehmen, denn ihre Lippen bewegten sich, während sie las. Ich schloß aus dem ganzen Gebahren des Mütterchens auf ein Gebetbuch. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich auf dem Buchdeckel, der mir zugelehrt war, den Titel las: „Kleine italienische Sprachlehre zum Selbstunterricht.“ Ich kann wohl sagen, daß ich erstaunt war.

Noch größer aber wurde mein Erstaunen, als das Mütterchen nach einiger Zeit die „Kleine italienische Sprachlehre“ wieder wegsteckte und statt dessen ein umfangreiches Notizbuch aus ihrer Handtasche hervorkramte, das mit zitteriger Schrift fast ganz vollgeschrieben war und dem man die starke Benutzung auf den ersten Blick anmerkte. Ich stellte fest, daß auf der einen Hälfte jeder Seite italienische Vokabeln standen und auf der anderen Hälfte jeweils ihre Bedeutung in Deutsch. Das Mütterchen legte sich denn auch ihr selbstgeschriebenes Vokabelheftchen auf die Knie, lernte Vokabeln wie ein kleines Schulmädchen auf dem Weg zur Schule, hielt die eine Hälfte der Seite mit der Hand zu und hörte sich selbst ab. Ich war wie selten begeistert!

Nun einmal neugierig geworden, wollte ich auch den Grund wissen, weshalb eine Greisin, die ich hoch in den Sechzigern schätzte, sich noch der Mühe unterzog, eine fremde Sprache zu lernen, und woher sie die Schwungkraft nahm, dieses schwierige und nicht ganz alltägliche Unternehmen durchzuführen. Daher fragte ich das Mütterchen, als es einmal vom Lernen gerade aufstach:

„Wollen Sie verreisen?“

Sie hatte ein:

„Jawohl, aber erst in ein paar Monaten.“

Ich: „Italien?“

Sie: „Jawohl, Italien. Ein Sohn von mir hat sich dort mit einer Italienerin verheiratet.“

Ich: „Und da meinen Sie, daß es für Sie notwendig sei, in Ihrem Alter noch Italienisch zu lernen? Das finde ich reizend von Ihnen.“

Und da antwortete mein Mütterchen:

„Nein, junger Mann, notwendig ist das nicht. Aber glauben Sie, ich lasse mir von den Jungen auf der Nase herumtanzen? Die könnten mir so vormachen, sie hätten „liebes Mütterchen“ gemeint, wenn sie „Ole Gans“ gesagt haben. Und das gibts nicht. Lieber lerne ich auf meine alten Tage noch Italienisch!“

Sprachs. blühte sich um, bemerkte, daß sie am Jahrtziel angelangt sei, stopfte ihr selbstgeschriebenes Vokabularium hastig in die Handtasche und die Brille in den Koffer, stand auf, nickte mir zu, zerkerte mit dem Schaffner, daß er ja lang genug halten solle, stieg aus und bald war sie hinter anderen Menschen verschwunden.

Verwickelte Geographie.

Man kann einen Mitmenschen durch eine einfache geographische Frage peinlich überraschen: „Nenne mir drei Städte in Norwegen.“

Man kann diesen Nummenischen aber zur Verzweiflung bringen, wenn man ihn fragt: „Wo fließt die A?“

Die wenigsten Erdenbewohner wissen, daß die A ein Nebenfluß des Beuvron (Frankreich) ist. Sie wissen auch nicht, daß V eine Bucht der holländischen Zuidersee und U ein Bezirk in China (Provinz Tibet) ist.

Mit A, U und V haben wir die aller kürzesten geographischen Namen. Die kürzesten sind: Aa (so heißen 17 Flüsse, ferner ein Ort in Westfalen und einer in Norwegen) Ba heißt ein Ort in Afrika. Es folgen die Ortschaften Be und Da (Schweden), Ea (Spanien) und Fa (Frankreich). Europa hat die Orte La (Steiermark), Le (Dänemark), Li (Frankreich), Lu und Po (Italien), und in Persien liegt das Städtchen Su. China weist die leicht zu merkenden 9 Städte und Dörfer auf: Pa, Po, Pu, Si, So, Su, Ta, Va und Vu. Flüsse mit kurzen Namen sind: Bo (Italien), Ca (Columbia) und Pe (China).

Die häufigsten Ortsnamen treffen wir bei Oberdorf (37mal), Mühlhausen (36mal), St. Johann (35mal), St. Peter (33mal), Münster (32mal), Roth (31mal), Bergen (30mal) und Mühlbach (29mal). Aber 10 Städte und Orte gibt es mit den jeweiligen Namen Berlin, Halle, Landsberg, Mühlheim, Piesendorf, Waldenburg, Wall, Friedrichthal, Sand, Langenberg, Waldau und Pfaffenhofen. Es gibt aber nur ein Kirchentellinsfurt! Das ist eine größere Ortschaft 8 Kilometer östlich von Tübingen a. N. Über den Namen streiten die Gelehrten heute noch. Er soll nicht auf eine Furt, sondern auf eine Überschwemmung zurückzuführen sein, bei der auch die Kirche mitfortgerissen war. Die schwäbischen Abbauern stellen diese Tatsache durch den Satz ihrer Heimatprosa fest: „Kirch end alles is furt.“

Wenn man diese Deutung zur Not noch hinnehmen kann, so werden aber die oben genannten A, U und V schwerlich auf solche Art zu erklären sein. Aber letzten Endes werden auch sie, wie alle kniffligen Ortsnamen, von der Wissenschaft erfährt worden sein, wenn auch nicht von der Post. Denn die größte Findigkeit vermag, wenn man schreiben würde: „Herrn Meier. Zurzeit Si am Pe, Provinz U.“